

Conditio Judaica 19

Studien und Quellen zur deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte

Herausgegeben von Hans Otto Horch

in Verbindung mit Alfred Bodenheimer, Mark H. Gelber und Jakob Hessing

Jüdische Selbstwahrnehmung

La prise de conscience de l'identité juive

Herausgegeben von
Hans Otto Horch
Charlotte Wardi

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 1997



Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Jüdische Selbstwahrnehmung = La prise de conscience de l'identité juive / hrsg. von Hans Otto Horch ; Charlotte Wardi. – Tübingen : Niemeyer, 1997
(Conditio Judaica ; 19)

ISBN 3-484-65119-9 ISSN 0941-5866

© Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG, Tübingen 1997

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck: Weihert-Druck GmbH, Darmstadt

Einband: Industriebuchbinderei Hugo Nädele, Nehren

Inhalt

Vorwort	IX
Claude Vigée	
Conférence d'ouverture	1
Heinrich Simon	
Zum Problem der jüdischen Identität	15
Hans Keilson	
Die Faszination des Hasses	
Das Verhältnis von Juden und Christen in Deutschland	
Ein Versuch	27
Mordechai Breuer	
Die jüdische Orthodoxie in Deutschland	
zwischen Westen und Osten	45
Gerhard Biller	
Dezisionismus – Zionismus – Thedaismus	
Zum Potential eines genuin jüdischen Aufbruchs	55
Jacques Eladan	
Du refus au ressourcement	
Problèmes identitaires juifs en France (1894-1939)	77
Péter Varga	
Varianten jüdischer Selbstwahrnehmung in Ungarn	83
Monika Richarz	
Der Wandel weiblichen Selbstverständnisses in den	
Lebenszeugnissen jüdischer Frauen	99
Arnold Paucker	
Zum Selbstverständnis jüdischer Jugend in der Weimarer Republik	
und unter der nationalsozialistischen Diktatur	111

Werner E. Mosse	
Jüdische Selbstwahrnehmung	
Zum Selbstverständnis des deutsch-jüdischen Großbürgertums	129
Karin Hofmeister	
'Between class and nation'	
Jewish workers in Amsterdam, London and Paris, 1880-1914	137
Pauline Paucker	
Jewish Self-perception as shown in English Literature and Art	149
Henri Raczymow	
Proust et la judéité: les destins croisés de Swann et Bloch	161
Thomas Sparr	
Dreyfus in Deutschland	
Zur Rezeption der Dreyfus-Affäre	169
Hanni Mittelmann	
Jüdische Expressionisten:	
Identität im Aufbruch – Leben "im Aufschub"	181
Hans-Peter Bayerdörfer	
"Geborene Schauspieler" – Das jüdische Theater des Ostens	
und die Theaterdebatte im deutschen Judentum	195
Christoph Miething	
Hermann Cohen –	
Kantische Vernunft und Jüdisches Selbstbewußtsein	217
Emmanuel Bulz	
Edmond Fleg – témoin engagé de son temps	231
Marie-Brunette Spire	
André Spire et la conscience juive	239
Walter Grab	
Joseph Bloch (1871 – 1936)	
Ein Vorkämpfer der deutsch-französischen Freundschaft	
im Zeitalter des Rationalismus	251
Norbert Oellers	
"Deines Tores Gold schmilzt an meiner Sehnsucht."	
Else Lasker-Schülers <i>Hebräische Balladen</i>	263

Tuvia Rübner	
Einige Bemerkungen zur Bedeutung der Sprache bei Kafka, dem Juden	275
Personenregister	285

Vorwort

Auf dem Weg von Jerusalem nach Galiläa unterhalten sich zwei gute Bekannte – der englische Geheimdienstbeamte Irmin und der aus Holland stammende streng religiöse Schriftsteller Dr. de Vriendt – über die Schönheit Palästinas und die Sehnsucht, die sich für Juden aus aller Welt mit Zion verbindet. Die Rede kommt auf die religiöse und politische "Zerspaltenheit" der Juden, die de Vriendt als ganz normalen Vorgang, sozusagen als "Stoffwechsel" jedes lebendigen Organismus empfindet:

Die Konservativen oder Agudisten und die Nationalen oder Zionisten, obwohl scharf gegeneinander, bildeten einen gemeinsamen Kern, verglichen mit den Organisatoren der Liberalen in allen Ländern, den locker in Gemeinden verbundenen Familien-Juden und den ganz und gar abgesplitterten, zahllosen Individuen, die zu ihrer Herkunft überhaupt kein anderes Verhältnis hatten als das, für ihr Judentum zu leiden. [...] Und ununterbrochen, jede Stunde, bröckelten von dieser äußersten und sprödesten Schicht Scharen einzelner vom Judentum überhaupt weg. Viel gute Jugend lief zu den Kommunisten, auch Amerika war ein böser Schmelzkesel, und neuerdings Mitteleuropa, besonders Deutschland.¹

Das Zitat findet sich in Arnold Zweigs Roman *De Vriendt kehrt heim*, 1932 nach einer Orientreise des Autors geschrieben und zweifellos einer der wenigen deutschsprachigen Romane, in dem eine kompetente Sicht der *Conditio Judaica* im allgemeinen, der Situation in Palästina im besonderen vermittelt wird. Mehr als zwei Jahrzehnte zuvor hatte Arthur Schnitzler in seinem Roman *Der Weg ins Freie* ähnlich unvoreingenommen über das Problem der jüdischen Existenz, der nebeneinander bestehenden Varianten jüdischer Identität gehandelt.

Auch die Leitidee des vorliegenden Bandes ist die Frage nach den Facetten jüdischer 'Identität' – allerdings vorwiegend unter dem Aspekt jüdischer 'Selbstwahrnehmung'. Unter dem dreisprachigen Titel "La prise de conscience de l'identité juive", "Jüdische Selbstwahrnehmung", "Jewish self-perception" fand vom 2. bis 6. Oktober 1994 im Centre Européen (Kirchberg, Luxemburg) ein internationales und interdisziplinäres Symposium statt, das von der Biblio-

¹ Arnold Zweig: *De Vriendt kehrt heim*. Roman. [Bandbearbeitung: Julia Bernhard]. Berliner Ausgabe Romane/4. Berlin: Aufbau-Verlag 1996, S.103f.

thèque Nationale Luxembourg organisiert wurde. Die wissenschaftliche Betreuung lag beim Lehr- und Forschungsgebiet Deutsch-jüdische Literaturgeschichte des Germanistischen Instituts der RWTH Aachen (Prof. Dr. Hans Otto Horch), beim Department für hebräische und vergleichende Literatur der Universität Haifa (Prof. Dr. Charlotte Wardi) und beim Leo Baeck Institute London (Prof. Dr. Werner Mosse, Dr. Arnold Paucker). Die Perspektivierung soll auf die Vielzahl von Weisen aufmerksam machen, sich individuell und kollektiv als Jude wahrzunehmen, wobei sich das wie auch immer realisierte Judesein selbst in einem dichten Geflecht weiterer sozialer Rollen und kultureller Identitäten vollzieht (grundlegender Beitrag zum Begriff der Identität von *Heinrich Simon*). Bei einer isolierenden Betrachtung des Sachverhalts durch die Forschung droht der Begriff der 'jüdischen Identität' gelegentlich eine Monumentalität zu gewinnen, die mit der Lebbarkeit menschlicher Existenz kaum noch etwas zu tun hat. Die Fragestellung wäre also dergestalt zu spezifizieren: Welche Varianten gab es in Mitteleuropa im Zeitraum zwischen etwa 1870 und dem Dritten Reich bzw. dem Beginn des Zweiten Weltkriegs, sich persönlich wie kollektiv als Jude wahrzunehmen und ggf. zu definieren? Welche Unterschiede gibt es in verschiedenen Ländern Mitteleuropas einerseits, in sozialen Gruppierungen andererseits? Und schließlich: Welche Ausdrucksformen haben Dichter und Schriftsteller für diese facettenreiche Problematik gefunden?

Die Beiträge des Bandes, die zum Teil in überarbeiteter Gestalt, zum Teil in der ursprünglichen Vortragsform vorgelegt werden, beziehen sich auf das jüdische Leben in Deutschland, Frankreich, England, den Niederlanden und Ungarn.² Dabei treten charakteristische Unterschiede in der Selbstwahrnehmung der jeweiligen Judenheit zutage, die mit der differenten politisch-sozialen und kulturellen Situation der einzelnen Länder und Sprachräume zusammenhängen. In Frankreich z.B., wo im Zuge der Französischen Revolution 1791 die Juden zuerst prinzipiell die vollen Bürgerrechte erlangt hatten, wird die 'Affäre Dreyfus' zum zentralen Ausgangspunkt neuer jüdischer Selbstreflexion. Nicht von ungefähr sind es Schriftsteller wie Marcel Proust, Bernard Lazare, Edmond Fleg oder André Spire, die in ihrem Werk Facetten neuen jüdischen Selbstbewußtseins zum Ausdruck bringen (Beiträge von *Claude Vigée*, *Jacques Eladan*, *Henri Raczymow*, *Emmanuel Bulz*, *Marie-Brunette Spire*). Aber auch im deutschsprachigen Raum bewirkte die Affäre ein Umdenken: Nicht nur war sie der unmittelbare Anstoß für Theodor Herzl zur Ausarbeitung seiner Idee eines jüdischen Staats; auch bei Hermann Cohen (*Christoph Mie-thing*), Walther Rathenau, Franz Kafka, später dann – in der Fokussierung auf

² Margarita Pazi (Tel Aviv) hatte einen Beitrag über das jüdische Selbstverständnis tschechischer Autoren zugesagt, konnte diesen aber wegen einer schweren, schließlich im Februar 1997 zu ihrem Tod führenden Krankheit leider nicht mehr fertigstellen.

das Problem jüdischer Intellektualität – bei Walter Benjamin oder Hannah Arendt ist ein deutliches Echo auf die Affäre zu vernehmen (*Thomas Sparr*). Ungarn auf der anderen Seite ist geprägt durch die geographische Lage an der Nahtstelle zwischen West und Ost; so sind dort assimilatorische Prozesse ebenso wesentlich wie das Beharren auf traditioneller Religionsübung, insbesondere aber zeigt sich die Faszination chassidischer Frömmigkeit, wie sie in weiten Teilen Osteuropas bis zur Jahrhundertwende und darüber hinaus typisch gewesen ist (*Péter Varga*).

Grundlegend für die Frage jüdischer Selbstwahrnehmung sind Religion und Philosophie, insofern Judentum ohne den Rekurs auf die religiöse Basis historisch gesehen nicht definierbar ist. Dabei kommt der Frage des Verhältnisses von Christen und Juden, die weithin von Haß bestimmt war, eine zentrale Bedeutung zu (*Hans Keilson*). Der spezifische Ort der jüdischen Orthodoxie in Deutschland läßt sich zwischen 'Westen' und 'Osten' festlegen, d.h. als eine Art Synthese von 'westlich'-europäischer Akkulturation und 'östlichem' Festhalten an der religiösen Tradition (*Mordechai Breuer*). Ob und inwieweit etwas von dieser religiösen Substanz auch im Prozeß der Säkularisation noch spürbar ist, ist eine der zentralen Fragen in den meisten Beiträgen. Unmittelbar thematisch ist sie z.B. in der Konzeption des politischen Zionismus durch Theodor Herzl, die in ihrem nationalen 'Dezisionismus' verblüffende Analogien zum 'Thedaismus' aufweist, also zu Isaac Breuers Konzept "Thora im Derech Erez Jißrael" (*Gerhard Biller*).

Signifikante Unterschiede jüdischer Selbstwahrnehmung lassen sich in unterschiedlichen sozialen Gruppierungen ausmachen. Sie sind in nicht unwesentlichem Ausmaß vom generellen Selbstverständnis dieser Gruppen abhängig, also vom Status als Großbürger (*Werner Mosse*) oder vom Status als Arbeiter (*Karin Hofmeister*) bzw. von den länderübergreifenden Idealen der Arbeiterbewegung (*Walter Grab* über Charles Bloch). So haben auch die jüdischen Frauen Anteil an der bürgerlichen Frauenbewegung des ausgehenden 19. Jahrhunderts, zu der sie einen wesentlichen Beitrag leisten (*Monika Richarz*). Und auch die verschiedenen jüdischen Jugendbünde zur Zeit der Weimarer Republik und des Dritten Reichs stehen zweifellos mehrheitlich in der Kontinuität der allgemeinen Jugendbewegung dieser Zeit; zugleich aber, häufig geleitet von charismatischen Persönlichkeiten, treten jüdische Fragen in den Vordergrund, etwa ein säkularjüdischer Nationalismus sozialistischer Prägung, ein auf Deutschland bezogener Antifaschismus und jüdisch-traditionelle Religiosität (*Arnold Paucker*).

Medien jüdischer Selbstreflexion waren vor allem die Literatur, das Theater und die bildende Kunst. Über die bereits genannten Beiträge zu Proust, Fleg und Spire hinaus stehen in fünf weiteren Beiträgen poetisch-künstlerische Verarbeitungen jüdischer Selbstwahrnehmung im Mittelpunkt, wobei das Spektrum von einem allgemeineren Überblick über Literatur und Kunst in England

(*Pauline Paucker*) über eine epochale Betrachtung jüdischer Expressionisten (*Hanni Mittelmann*) und eine Analyse der sich am jüdischen Theater des Ostens entzündenden Theaterdebatte im deutschen Judentum (*Hans-Peter Bayerdörfer*) bis zu Interpretationen einzelner Werke jüdischer Autoren wie Else Lasker-Schüler und Franz Kafka reicht (*Norbert Oellers* und *Tuvia Rübner*).

Eine das Symposium begleitende Ausstellung war unter dem einprägsamen Motto "Dem suchenden Leser unserer Tage" einem der wichtigsten jüdischen Verlage im Deutschland unmittelbar vor und während des Dritten Reiches gewidmet: dem Schocken Verlag Berlin. In seinem erstaunlich reichhaltigen Programm, dessen Realisierung unter schwierigsten Bedingungen in nur wenigen Jahren gelang, zeigen sich vielfältige Facetten jüdischer Selbstwahrnehmung und jüdischer Selbstbehauptung; so bietet der separat erschienene Essayband zur Ausstellung eine Art Spiegelung der Gesamthematik im Verlagsmedium.³

Hans Otto Horch

Le présent volume réunit les travaux présentés au Colloque international et interdisciplinaire organisé par Dr. Claude Weber (Bibliothèque Nationale du Luxembourg) et qui a eu lieu du 2 et 6 octobre 1994 au Centre Européen Kirchberg, Luxembourg, avec pour responsables scientifiques le Prof. Dr. Hans Otto Horch (Lehr- und Forschungsgebiet Deutsch-jüdische Literaturgeschichte des Germanistischen Instituts der RWTH Aachen), le Prof. Dr. Charlotte Wardi (Département de Littérature Hébraïque et de Littérature Comparée (Université de Haifa), le Prof. Dr. Werner Mosse et le Dr. Arnold Paucker (Institut Leo Baeck, Londres).

L'interrogation des chercheurs porte sur la 'Prise de conscience juive' individuelle et collective en Europe entre 1870 et 1939. Les recherches étudient l'identité juive d'un point de vue historique, philosophique ou religieux ainsi que les relations entre Juifs et Chrétiens. On y trouve également d'analyses de l'évolution des perceptions de la 'judéité' conséquente aux identifications sociales et culturelles dans les pays d'Europe.

De 1789 à l'Affaire Dreyfus l'intégration de la majorité de la judaïcité française dans la société se poursuivait sans interruption malgré l'antisémitisme traditionnel et celui de la gauche rationaliste et anticléricale qui le prit en charge au milieu du XIXème siècle. Enthousiastes, sûrs des droits acquis, faisant confiance à la République les Juifs considéraient leur émancipation comme acquises, ils s'éloignaient de plus en plus de la foi de leur pères et seule la dis-

³ Der Schocken Verlag / Berlin. Jüdische Selbstbehauptung in Deutschland 1931-1938. Essayband zur Ausstellung "Dem suchenden Leser unserer Tage" der Nationalbibliothek Luxemburg. Hg. von Saskia Schreuder und Claude Weber in Verb. mit Silke Schaeper und Frank Grunert. Berlin: Akademie Verlag 1994.

parition des communautés juives de plus en plus désertées semblait à craindre. Toutes les carrières étaient ouvertes aux Juifs – du moins officiellement. Cependant ils s'éloignaient de plus en plus de leur foi et de leur tradition jugées désuètes. Aussi, l'Affaire Dreyfus qui remettait en question l'efficacité de l'assimilation les bouleversa-t-elle profondément et entraîna une réflexion sur le judaïsme, sur l'identité juive et la situation du Juif dans la cité. L'exemple de Bernard Lazare écrivain anarchiste est particulièrement signifiant. Avant l'Affaire il voyait dans le particularisme juif la cause de l'antisémitisme. La vague de haine qu'elle provoqua l'amena à revenir sur cette position et à s'engager corps et âme dans la défense de Dreyfus. Elle persuada aussi ce militant de l'internationalisme de la nécessité pour les Juifs de retrouver leur identité. Les écrivains juifs ou ceux qui se considèrent comme tels représentent ces problèmes dans leurs oeuvres qu'analysent Henri Raczymow, Marie-Brunette Spire, Jacques Eladan.

Le poète Claude Vigée évoque son enfance au sein d'une famille juive d'Alsace et la quête d'une écriture poétique susceptible d'exprimer son être juif, français et alsacien. Cette quête qui fut aussi celle du poète André Spire demeure essentielle pour les grands écrivains juifs jusqu'à nos jours.

L'Affaire dépassée l'image mythique de la France engendrée par la reconnaissance, l'admiration pour sa culture et une certaine idée de la grandeur française se retrouvent identique à tel ou tel détail près aussi bien dans la plupart des oeuvres littéraires que dans les articles et déclarations des écrivains juifs français; identique aussi dans l'attachement aux valeurs républicaines, l'amour total et la fidélité inconditionnelle qu'ils vouent à la patrie. L'assimilation qui revêt des formes diverses se poursuit, elle aussi, pendant l'entre-deux-guerres même si, avec la recrudescence de l'antisémitisme et la montée des fascismes, l'interrogation sur la destinée spirituelle et politique des Juifs se fait plus intense et plus passionnée.

Charlotte Wardi

Daß das Symposium und die begleitende Ausstellung möglich wurden, ist der Generosität der Bibliothèque Nationale Luxembourg, vertreten durch ihren damaligen Leiter Dr. Jul Christophory, zu danken; auch die Drucklegung des vorliegenden Bandes wurde von der Bibliothèque Nationale finanziell unterstützt. Gedankt sei ferner dem Fonds culturel national und dem Ministère des Affaires Culturelles (Luxembourg) für die gewährte Unterstützung. Die Mühsal der Organisation des Symposions hat Dr. Claude Weber auf sich genommen; ihm sowie Saskia Schreuder, Frank Grunert und Silke Schaeper sei herzlich für ihre tatkräftige Unterstützung gedankt. Ohne die Hilfe des Aachener Teams, insbesondere von Till Schicketanz und Marc Houben, wäre der vorliegende Band nicht zur Druckreife gelangt; auch ihnen gilt unser Dank.

Claude Vigée

Conférence d'ouverture

Ce soir, nous allons inaugurer un colloque très savant, très sérieux, mais plutôt que d'ajouter à ces communications universitaires, je vais vous raconter des histoires.

En guise de prélude à nos travaux, je voudrais vous proposer de revivre ensemble ce soir quelques épisodes de mon passé, quelques expériences-clefs de l'histoire d'un jeune Juif d'Alsace que j'étais autrefois, il y a soixante cinq ans, histoires vécues à la campagne, dans les années vingt à trente de notre siècle.

Par le détour de mon récit tout personnel, certains thèmes généraux de notre colloque seront mis en relief qui, je l'espère du moins, nourriront plus ample-ment notre réflexion au cours des journées qui vont suivre.

Je suis issu d'une famille juive alsacienne de la classe moyenne et très assimilée, du moins du côté de mon père. Les parents de ma mère étaient d'origine plus modeste, en fait des villageois. Il est intéressant de constater combien les villageois juifs d'Alsace, les "Dorfjuden", se sentaient peu concernés par le sionisme, bien que leurs ancêtres, vu l'éducation qu'ils avaient reçue, eussent été, jusqu'au début du siècle, si profondément juifs. Ils restaient naïvement campagnards dans leurs coutumes. Quant à la famille de mon père, elle avait quitté vers 1790 déjà le milieu rural, d'où mon grand-père maternel était directement issu. Ma mère se rappelait très bien sa propre enfance villageoise. Les souvenirs citadins, transmis par mes aïeux paternels, remontaient au milieu du XVIII^e siècle. Ils s'étaient installés un peu plus tard dans ma petite ville natale, Bischwiller, en Basse-Alsace, et là, ils étaient devenus des bourgeois respectés et aisés, après la chute de Napoléon Ier, pendant la Restauration, et surtout, sous le règne de Louis-Philippe.

Les sentiments religieux primitifs avaient disparu à l'époque où j'étais enfant – je suis né en 1921. Ils ne furent pas remplacés par le sionisme. Cependant les membres de ma famille demeuraient conscients d'être juifs. Ce souvenir s'était quelque peu émoussé, mais il survivait de façon étrange dans les moeurs familiales qui nous rendaient différents des Gentils de notre entourage. Nous étions, je pense, juifs, parce que nous n'étions ni catholiques, ni protestants, dans un milieu entièrement catholique ou protestant. A demi émancipés déjà de la synagogue, nous restions surtout (je parle de mes parents) agnosti-

ques et perplexes, plutôt que relégués à vie dans une zone bien précise du monde social ou professionnel extrêmement cloisonné qui nous entourait. Le souvenir du ghetto primitif s'était estompé tout de même, cent trente ans après la Révolution française. Dans les petites villes, pour autant que je m'en souviens, certaines personnes remplissaient les boîtes bleues du Keren Kayemeth-le-Israël. Cependant ces tronc de quête ne possédaient à nos yeux aucune signification idéologique véritable. Dans ma maison paternelle par exemple, il n'y avait jamais eu de boîte bleue. On pouvait en trouver dans d'autres familles juives qui étaient moins assimilées au milieu laïque dominant que la nôtre, et qui observaient les mitsvoth, les commandements, plus scrupuleusement que nous. Alors chaque année, garçons et filles, nous étions dépêchés à travers les rues de Bischwiller par le rabbin Lyon qui, soit dit en passant, était très antisioniste. Et pourquoi nous expédiait-il dans les maisons? C'était pour vider ces boîtes bleues au domicile de leurs possesseurs. Cela se faisait d'habitude à Pourim, en l'honneur de la reine Esther et du loyal Mardochee. Nous allions donc, par groupes de deux ou trois gosses, de maison en maison, razzier en grande cérémonie les tirelires du Keren Kayemeth-le-Israël, le fonds de développement pour Israël. Et pour notre peine, car c'était là le motif profond de nos activités, on nous offrait partout des beignets de Pourim, "Pourim-Kichelich", ces minuscules boules dorées et croustillantes enneigées de sucre en poudre. La vie de la plupart des familles juives était très pittoresque. Pour moi, c'était l'occasion, vers huit ans, dix ans, douze ans, de jeter un coup d'oeil à l'intérieur de chacun de ces foyers juifs où l'on vivait encore au rythme des temps anciens. Je me souviens de l'un d'entre eux avec une affection toute particulière. À cette époque, j'appelais "tante" toutes les vieilles dames juives de Bischwiller. Tante Hermance n'était ni très propre, ni très ordonnée. Au dire des mauvaises langues, il y avait toujours du fouillis dans sa maison, ce qui la rendait scandaleusement célèbre dans toute la ville. Je me rappelle à quel point j'étais fasciné lorsqu'elle tirait soudain un énorme panier à linge plein de "Pourim-Kichelich" de dessous de son lit de vieille veuve, en faisant voler au passage des troupeaux entiers de moutons de laine frisés tissés de poussière épaisse. Sans l'ombre d'un doute, ces Juifs qui, comme les membres de ma famille, avaient vécu en Alsace pendant douze ou quinze générations au moins, dont trois siècles ou presque sous domination française, avec des aléas bien sûr, tous ceux-là se croyaient intégrés et confortablement assimilés, malgré l'affaire Dreyfus. Chose étrange, la plupart d'entre eux demeurèrent dans ce sentiment optimiste même après le règne hitlérien. Comme on peut le voir par là, les leçons contradictoires de l'histoire européenne s'oublent et s'apprennent avec une égale difficulté.

Marie, la vieille servante attitrée de ma grand-mère paternelle Coralie m'avait traîné à l'église en cachette, quand j'étais petit. J'y ai perçu, de façon très ambiguë il est vrai, l'ostentation naïve du culte catholique qui s'exhibait encore innocem-

ment dans ces années-là. Les cloches, les choeurs, l'orgue, l'encens, le chant latin, les images, les cierges, les statues peintes et bariolées. Il n'y avait guère alors de télévision. Le cinéma n'était pas pour nous, les petits enfants, le théâtre restait fort rare à la campagne. Quand Marie m'emmenait clandestinement à l'église pour la messe dominicale, j'assistais là-bas à un spectacle doré qui me venait d'une autre planète et qui me distrait grandement. Le revers orthodoxe juif de cette pieuse mais très hérétique médaille chrétienne, c'était pour moi l'office à la synagogue. J'y étais conduit aux grands jours de fête par mes parents, par mes grands-parents, et là, j'assistais à une représentation d'un ordre très différent. Dans un espace nu, éclairé par des rangées de lustres cristallins, dominés par les tables de la Loi portant le Décalogue en pierre, gravé en hébreu, et les deux lions de Juda, sculptés, à la belle crinière bouclée, aux gros yeux ronds, à la fois redoutables et débonnaires, couronnant les deux colonnes torsées de chêne massif qui gardaient l'Arche sainte – au milieu de tout cela résonnaient de longues psalmodies nasillardes, des cantilènes reprises par les fidèles sans accompagnement d'orgue, ni de choeurs. Sur l'estrade, sur l'alme-mor, officiait le vieux hazane, le chantré Abraham Lévi, soutenu par toute la communauté qui chantait à tue-tête, comme il se doit, dans une langue stridente, étrange, l'hébreu biblique ancestral, rudement articulé et malmené par des Juifs alsaciens de la campagne, qui d'ailleurs, pour la plupart, n'en comprenaient pas un traître mot, tout en sachant le siddour par coeur. Un peu comme le latin dans l'église, c'était là encore un langage clos, un idiome exotique et intime à la fois. Les hymnes de notre synagogue ashkénaze étaient pour la plupart fortement rythmés, semblables, je crois, à des marches militaires prussiennes ou bavaoises du temps de Bismarck. Fût-ce dans la confession collective des péchés d'Israël, le matin de Yom Kippour, "al 'heth she 'hatanu", l'influence culturelle germanique avait corrompu jusqu'au nigoun venu d'Orient, dans la vieille et bonne tradition juive ashkénaze qu'était la nôtre. A Roch Ha-chanah et à Kippour, je raffolais de la sonnerie rauque et haletante de la corne de bélier, le chofar. Je me délectais de la quadruple prosternation de l'assemblée des hommes d'Israël, tombant à plat ventre, le front dans la poussière, sur les dalles du grès rouge usé, enveloppés dans leurs grands châles de prière frangés en laine noire et blanche, aux moments les plus dramatiques de la liturgie du Grand Pardon. À la fois saugrenues et terrifiantes, ce sont là des impressions d'enfance ineffaçables où la grandeur et la drôlerie se mêlent inextricablement.

Pour exprimer l'âme profonde de leur véritable milieu naturel et social, les jeunes Alsaciens ruraux d'aujourd'hui, surtout dans les couches populaires chrétiennes, ne sont plus servis que par une langue dialectale très fragmentée, très appauvrie. Ce sont de vagues échos d'un monde englouti déjà corps et âmes, les rappels du drame, qui a frappé mes parents, dépossédés de la langue véhiculaire ancestrale authentique. Pour manifester des nuances de pensée et de sentiment autrement inexprimables, je me sers encore parfois de tournures de

phrases entières de ce yiddish-daitsch, de ce dialecte juif, à peu près complètement perdu aujourd'hui, avec l'exode de nos Juifs hors de nos campagnes et les effets de la Choah.

Autrefois, dans l'Alsace de mon enfance, on voyait de nombreux calvaires dressés en rase campagne, à la croisée des chemins. Les croix de pierre étaient souvent très belles, ornées de sculptures qui dataient de deux ou trois siècles. J'avais envie de les contempler quand j'étais gosse. Leur étrangeté me plaisait. Mais mon grand-père maternel, Léopold, celui de Seebach, le Juif paysan, m'ordonnait de ne jamais m'arrêter devant ces croix, aux carrefours des sentiers. Je devais passer outre, en détournant rapidement la tête, même si je leur lançais à la dérobée un petit coup d'oeil inquiet et ravi. Non, il ne fallait surtout pas y attacher mon regard, disait-il. C'était la peur d'être fasciné par cette chose qui n'avait pas de nom, cette chose inerte, haute et immobile, comme un spectre apparu en plein air, à quelque distance de la terre, au milieu des récoltes de houblon, de blé, d'orge ou de colza, et qui se découpait là-haut, dans le ciel, à contre-jour, en le barrant d'un X funèbre, comme une brisure dans l'unité lumineuse du monde créé. C'est ainsi que mon grand-père maternel voyait la chose. "Chass ve 'halila", s'écriait alors mon grand-père. Pour exorciser cette menace latente, il jetait les bras en avant, les paumes grandes ouvertes, en invoquant les bienfaits réunis de la grâce, "chass" en hébreu, et de la distance divine, "'halila", qui seule nous en protégerait. Il avait donc très peur de ces Christs baroques cloués sur les calvaires en grès rouge des Vosges. On avait coutume, entre Juifs, d'appeler cette apparition inquiétante en pleins champs: "e gemolter daule". C'est du judéo-alsacien. Le premier mot est d'origine germanique, "gemolt" vient de "gemalt", "peint", "colorié". L'autre, "daule", vient d'un mot hébreu corrompu qui signifie pendu, "talui". Instruits par l'expérience bimillénaire des persécutions et des brimades subies en terres de diaspora chrétienne, dans notre douce Alsace comme ailleurs, mes aïeux se gardaient bien de mentionner nommément Jésus le Nazaréen sur la croix. Au contraire, ils disaient "chass ve 'halila", ça veut dire "Dieu nous en préserve!" Ils avaient peur. Et nous, nous désignons toujours cette figure étrange par une litote prudente. On l'appelait "l'homme qui est suspendu", celui qui n'appartient ni à la terre, ni au ciel. Comme la peinture populaire accentuait souvent les traits magnifiquement sculptés, profondément creusés, du visage du Christ, soulignant tantôt son aspect cadavérique, funéraire, ou au contraire sa beauté tout angélique et céleste, on l'appelait tout simplement "le pendu peint".

Dans cette expression curieuse se manifestait aussi, je crois, la réprobation juive devant l'idole de pierre bariolée qui violait l'interdit biblique dans l'Exode, chapitre 20, versets 4 et 5 "Tu ne te feras pas d'image taillée ni de représentation quelconque des choses qui sont en bas sur la terre, qui sont en haut dans le ciel."

Mais il y avait encore autre chose, je crois, dans la peur de mon grand-père. Pour comble de scandale, ce personnage crucifié, suspendu et peint, représen-

tait non seulement une idole archaïque, mais un jeune Juif mort. Ça, mon grand-père le savait. Un jeune Juif mort. C'était à ses yeux un double mal. Car il levait aussi vers lui des yeux compatissants, il le plaignait d'être accroché là-haut. Et pourtant, dans la tradition juive, selon le livre des Nombres, chap. 19, "Celui qui touchera un mort, un corps humain quelconque, sera impur". Cela aussi jouait dans la terreur de mon grand-père. Mon aïeul ne plaisantait pas avec les aléas de l'existence juive. Or dans la tradition juive, met a distance ce qui touche à la mort et aux choses de la mort. Si je puis dire, la mort n'est pas "cashier". Elle s'allie à une orientation d'être exclusivement mauvaise, elle trahit un égarement condamnable. Tout contact avec la mort ne peut que rendre impur selon la tradition un enfant d'Israël plein de vie, de joie et de santé, comme je l'étais à sept ou huit ans. Bref, ce qui a trait à l'anéantissement doit être soigneusement évité et fui. Il ne faut surtout pas lui vouer un culte, ne jamais se laisser gagner par la nostalgie de la mort. On trouve quelque chose de cela dans la forte parole de Jésus dans l'Évangile: "Laissez les morts enterrer les morts".

Voilà ce que m'enseignait aussi à sa façon mon grand-père Léopold de Seebach. Or ce n'était pas un homme très lettré. Il faisait penser à un Hercule de foire plutôt qu'à un docteur de la Loi. Mais ce colosse hébreu, un peu primitif, plein de naïveté, de tendresse humaine, m'apprenait également – et c'était la seconde partie de sa théologie – que je ne devais jamais me coucher par terre dans la cuisine, ni me rouler sur la table de la salle à manger. Pourquoi n'avais-je pas le droit de me vautrer librement comme le font tous les autres garçons de mon âge, sur le plancher de chêne bien ciré et sur les vieux meubles en noyer massif de la maison paternelle? Parce qu'on rejoint le premier interdit. Parce que dans le rite funéraire d'Israël ce sont les morts que l'on étend au ras du sol, dans leur cercueil fait de simple bois de pin, taillé en losange. On dépose par terre les cadavres enroulés dans le tallith après lui avoir coupé les franges, les tsitsiyyot, et après les avoir lavés à grande eau et revêtus de leur tunique de lin blanc, sur une planche posée entre deux chevalets. Et les pauvres morts attendent là, après l'unique veillée funèbre, l'heure hâtive, jamais assez prompte dans la tradition juive, des obsèques. Alors, tant qu'on n'est pas mort, opinait mon aïeul, à la suite de tous les sages du Talmud de Babylone qu'il n'avait jamais lu, alors tant qu'on n'est pas mort, il ne faut ni se coucher par terre, ni s'allonger sur une table. Léopold ne pouvait m'expliquer exactement les motifs théologiques ou métaphysiques de ce tabou, mais nous en devinions fort bien dans le non-dit la nature profonde. Lui non plus, Léopold, à quatre-vingts ans sonnés, ne tenait à se coucher par terre trop tôt, pour y passer sa dernière nuit mortuaire parmi les vivants de ce monde. En tout cas, il en parlait le moins possible. La pensée de ce qui allait se produire, une fois réduit à l'état de gisant privé de souffle et de langage, bref le contraire du vivant qui parle, "ha-'haï hamedaber" de l'Écriture, tout ça déclenchait en lui le réflexe du silence. Tout au

plus s'exclamait-il: "Futsi geborès" – c'est du judéo-alsacien, et cela veut dire "immonde", – quand on causait devant lui de malades mortelles ou de cadavres en décomposition. Il ne voulait pas en entendre parler. Que celui qui sait, comprenne! Moins on en dira, et mieux cela vaudra. Voilà l'éducation juive que j'ai reçue à la maison.

Mais j'avais aussi une éducation juive à l'école, même dans *les écoles*. Notre rabbin Lyon était un petit homme bedonnant, au visage osseux, que terminait une barbiche poivre et sel clairsemée et taillée en pointe. Il portait un faux col raide, un pince-nez d'acier luisant, des chaussures noires ferrées à l'ancienne mode, surmontées d'une tige à gros lacets de coton brun croisés. Il se rendait au collège classique en redingote à basques flottantes qu'il boutonnait jusqu'au cou. C'était pour nous initier aux principaux épisodes de la Bible, ce qu'on appelait l'histoire sainte, et nous apprendre à compter le temps de l'Omer en hébreu, entre la fin de la Pâque et la veille de la Pentecôte juive. Nous n'étions qu'une douzaine d'enfants d'Israël, filles et garçons mêlés, égarés parmi cent trente élèves chrétiens du collège, en majorité protestants. L'enseignement sec et ennuyeux du rabbin comptait hélas pour peu de choses aux yeux des enfants juifs et de la plupart de leurs parents. La religion ancestrale n'était déjà plus un sujet d'études sérieux. Incapable d'imposer la moindre discipline en classe, notre pauvre rabbin nous menaçait comiquement du bout de sa longue canne en acajou brandie sur nos têtes rebelles comme le bâton de commandement de Moïse, notre maître, et il nous lançait des cris répétés: "'Hamor, mamser", ça ne servait à rien. De temps en temps, il réussissait à attraper l'un d'entre nous afin de lui faire réciter sur place l'aventure de Samson et des petits renards, dont ce héros biblique alluma les queues rousses avec les torches flamboyantes. Le reste du temps, caressant sa petite barbe triangulaire avec un geste navrant d'impuissance, le rabbin Lyon subissait docilement nos inventions diaboliques avec une patience infinie. Dans ses leçons, il n'était question ni du Talmud, ni du Midrash, bien moins encore de la kabbale. Quant à Flavius Josèphe, Yéhoudah Ha-Lévi, Maïmonide, le hassidisme, Herzl, le mouvement sioniste, jamais ces mots-là ne furent même prononcés par notre guide spirituel, pendant toutes les années où nous suivîmes au collège classique ses austères cours d'initiation au judaïsme. La notion même d'une histoire nationale ou mondiale du peuple juif après l'exil de l'an 70 de notre ère, après la ruine du Temple par Titus, tout cela était anathème, semble-t-il, aux yeux du Consistoire israélite de France, entièrement soumis à l'idéologie jacobine depuis l'émancipation de 1791 et les décrets de Napoléon Ier.

Pendant la récréation de dix heures au collège, on pouvait voir le rabbin, trapu, pansu, le pasteur, efflanqué, long comme un jour sans pain, et le curé, ensoutané, chargé d'embonpoint, aux joues rubicondes veinées de couperose, faire les cent pas côte à côte dans la cour du collège, en discutant un point délicat de théologie négative ou d'exégèse scripturaire. La scène sortait tout droit

d'une page de *L'Ami Fritz* d'Erckmann-Chatrian, écrit plus d'un siècle auparavant. Mais le pittoresque ne pallie guère l'inculture en matière d'éducation religieuse. Sans les deux volumes brochés de *l'Anthologie juive* d'Edmond Fleg que je recevais rituellement tous les ans au Quatorze Juillet, à la distribution solennelle des prix, pour récompenser mes efforts douteux en matière religieuse juive, sans ces deux volumes de *l'Anthologie juive*, je n'aurais jamais soupçonné tout seul que la nation juive universelle partageait une histoire commune, possédait une culture immense, un héritage culturel, littéraire et philosophique prodigieux qui s'étendait sans interruption sur trois millénaires.

Un autre élément important dans mon initiation, dans mon entrée dans les arcanes du Temple, c'est évidemment la bar-mitsva. Il y a soixante-deux ans maintenant, notre bon melamed Abraham Lévi, le dernier 'hazane de Bischwiller, m'a initié au mystère du nigoun, de la mélodie immémoriale dans laquelle se cantilaient selon notre rite les versets de la Tora. C'était pour me préparer à gravir les degrés de l'estrade sainte afin d'y chanter à mon tour, à la suite de cent cinquante générations d'aïeux, la section hebdomadaire de la Loi, la paracha, qui marquait la date la plus proche de mes treize ans. Auparavant, en sa qualité de maître d'hébreu, il avait tenté de nous inculquer les rudiments de l'alphabet, en nous faisant anonner tous les dimanches matins dans une salle de classe de l'école protestante des filles une demi-douzaine de bénédictions usuelles. Il nous donnait des petits coups de sa règle de fer peinte en rouge sur le bout des doigts, jusqu'à ce que nous récitions sans faute les berachoth, les bénédictions sur le pain, le vin, le tonnerre, les éclairs, les nains, les géants, et pour l'ablution rituelle des mains avant les repas. Notre melamed, notre maître d'hébreu, n'était pas très versé en philologie sémitique. Ses leçons d'hébreu tournaient régulièrement au cirque, comme celles que nous donnait au collègue le rabbin Lyon chargé de l'histoire sainte. Le 'hazane non plus n'était pas très doué pour la pédagogie! Alors, au lieu d'écouter ce qu'il nous disait, nous préparions clandestinement nos leçons de géographie, nous rattrapions nos devoirs de calcul. Au lieu de nous ramener à l'obéissance, les vociférations de notre maître se terminaient en général par une cavalcade généralisée. Le maître courroucé poursuivait ses disciples à travers la salle de classe. Cela nous tenait lieu, semble-t-il, de transe mystique. À l'école du dimanche, le ministre officiant nous faisait simplement déchiffrer les lettres carrées. Jamais au 'hèder il ne fut question de grammaire, de vocabulaire, d'orthographe hébraïques, jamais la moindre approche du sens des mots, des phrases, de ces portions d'Écriture sainte, de ces prières anciennes apprises par coeur, puis débitées de façon mécanique comme des formules magiques. La ruine du judaïsme dans toute l'Europe occidentale d'avant-guerre, c'est dans la banqueroute suicidaire de l'enseignement juif qu'il convient d'en chercher la cause principale. Il ne fallut guère moins que la Choah pour réveiller quelques âmes singulières de leur sommeil séculaire et pour ramener le coeur des pères vers les fils et le

coeur des fils vers les pères, selon la grande prophétie de Malachie. Pourtant la bar-mitsvah, c'était du sérieux. La célébration d'une majorité religieuse constituait déjà un événement rare dans notre petite communauté rurale dépeuplée par l'exode dans les grandes villes.

Notre bon 'hazane n'épargna aucun effort pour la préparation de la bar mitsvah. Début 1934, j'ai dû être l'un des derniers bar-mitsvé-yinglisch de Bischwiller avant la seconde Guerre mondiale. Pendant le trimestre d'automne qui précéda la bar-mitsvah, j'allais étudier trois fois par semaine chez mon maître Abraham la paracha qui introduit le chapitre six du livre de l'Exode. "Et j'apparus à Abraham, à Isaac et à Jacob" (*Vaera*). Il me l'a si bien apprise que je peux encore en psalmodier aujourd'hui les premiers et les derniers versets. Ils comptent parmi les plus profonds, les plus mystérieux, les plus riches de sens de la Bible entière. Car c'est là que le Seigneur se manifeste pour la première fois à Moïse sous sa face cachée, le visage de l'amour et de la miséricorde inscrit dans le tétragramme *Iod He Vav He*, le nom ineffable sous lequel il ne s'était pas encore révélé auparavant aux Patriarches hébreux. Cette paracha inaugurale, n'a cessé d'exercer sur mon être profond une influence déterminante. Dans son nigoun, dans sa mélodie intime, je reconnais l'ébauche de mon destin terrestre.

J'arrivais chez mon cher 'hazane vers six heures du soir, après le collège. Je montais quatre à quatre l'escalier de bois étroit, à peine éclairé qui menait à la résidence du ministre officiant au fond d'une cour, dans un vieil immeuble bourgeois assez délabré. Brusquement je passais de l'air humide d'un corridor obscur à la chaleur de la chambrette vivement illuminée où s'entassait par les grands froids d'automne l'hospitalière famille Lévi au grand complet. Le feu pétillait dans le petit poêle de fonte rougi à blanc sur lequel bouillait déjà la soupe aux poireaux odorante ou la soupe aux lentilles du soir. La suspension à larges volants verts brodés de perles roses était tirée sur la table où les enfants du 'hazane faisaient sagement leurs devoirs. Au milieu d'un canapé majestueux adossé au mur, près du poêle, siégeait en permanence l'aïeule. C'était une petite vieille très sourde, au visage rond, débonnaire, à l'arrière-train épaissi par les ans. Elle portait encore perruque, "Scheitel", selon l'usage des Juives pieuses d'autrefois. Le petit chien criard et les deux chats noirs très amis se livraient à une corrida nocturne entre les pieds des chaises et ceux de la table. Pour m'obtenir un peu de place sur le sofa, le ministre du culte Lévi intimait gentiment à sa belle-mère qui trônait au centre de ce divan: "Eh, pousse-toi un peu de là, mémère, pour que le bar-mitsvéyinglé s'installe et nous chante sa parché!" (parachah). Dans la petite salle de séjour surchauffée régnait à cette heure déjà tardive une ambiance chaleureuse, rustique et bon-enfant. L'aïeule, la mémère, complaisante, lourdement déplacée, le 'hazane s'asseyait à ma droite, une grande bible hébraïque ouverte sur la toile cirée de la table à carreaux rouges et blancs. Alors il me chantait d'affilée mon long passage de l'Exode 6, puis me le faisait répéter vingt fois, mot par mot, verset par verset avec la cantilation d'usa-

ge, imposée par les ta'amim, les neumes pointés placés tantôt au-dessus, tantôt au bas des gros caractères carrés hébreux. Sur ses indications patientes, je modulais chaque syllabe, imitant fidèlement les moindres inflexions de voix, les arrêts et les reprises de la psalmodie biblique millénaire. Et c'est ainsi que mon maître Abraham m'apprit à cantiler à la perfection la superbe péricope sabbatique "Vaera": Et j'apparus.

Sans me vanter, je crois que je ne lui ai apporté aucun déshonneur lorsque j'ai entonné ma portion du Pentateuque au Temple, comme on disait, le matin tant craint et tant espéré de ma majorité religieuse. Je l'ai psalmodiée devant ma famille, la communauté juive locale au grand complet et de nombreux amis chrétiens dans cette vieille synagogue gaiement fleurie de la rue des Menuisiers que les nazis brûlèrent et rasèrent jusqu'au sol en 1941, sept ans plus tard.

Notre 'hazane ne possédait pas seulement une voix juste et belle, il savait aussi se servir de sa langue acerbe, afin de remettre à leur place les gens qui se prenaient pour quelqu'un parce qu'ils avaient enfoui un peu plus d'argent que lui dans leur bas de laine. Célèbre pour ses réparties drôles plus encore que pour sa piété à éclipses, le 'hazane sut tenir activement son rang dans notre petite société juive campagnarde jusqu'à l'âge le plus avancé. Combien de fois l'ai-je vu rouler à bicyclette d'un bout à l'autre de la ville, prenant les commandes des fidèles, puis distribuant lui-même les paquets de matsoth, le pain azy-me, à chaque famille, avant la fête de la Pâque imminente. C'était encore à cette époque-là des matsoth faites à la main, pas comme aujourd'hui. Elles étaient exquises, rondes, croustillantes, préparées avec toute la rigueur imposée par le rituel pascal, par le boulanger israélite Neimann de Wasselonne. Le 'hazane les distribuait dans toute la communauté, sur son vélo, et dans chaque foyer il recevait pour sa peine un bout de gâteau losangé, parfumé à la cannelle, qu'on appelait Zimmetküche, avec un petit verre de kirsch. Aussi était-il un peu éméché, quand il tanguait sur son vélo rouillé, en rentrant déjeuner chez lui vers midi, sa besogne de distribution de matsoth achevée. À mon avis personne n'a jamais témoigné d'un pareil dévouement à la religion de ses pères.

Le 'hazane avait beaucoup de fonctions. Par exemple, il collectait de maison en maison les cotisations annuelles des membres de notre communauté, croyants et impies confondus. Il en profitait bien sûr pour s'enquérir des uns et des autres, mettant son grand nez dans les affaires de tout le monde, colportant les nouvelles passionnantes du petit univers juif, qui lui arrivaient de la Haute comme de la Basse Alsace. Notre 'hazane était pour ses ouailles un véritable bureau de presse, un journal vivant, en chair et en os, sans lequel nul n'aurait appris ce qui se passe en vérité dans les douze tribus d'Israël dispersées par la volonté de l'Éternel, entre Bâle et Wissembourg: mariages, divorces, triomphes scolaires ou financiers, échecs, scandales et catastrophes, banqueroutes, aucun secret ne résistait aux investigations de Maître Lévi. Né à la fin de l'autre siècle et élevé modestement dans un hameau voisin de Bischwiller, grande capitale

juive qui s'appelait Schirhoffen, il se piquait de parler la langue française dont il n'avait acquis sur le tard que des notions plutôt vagues, avec l'aisance d'un authentique Parisien, ou même d'un Tourangeau. Avant de revenir à Bischwiller en 1924, n'avait-il pas, lui, le 'hazane, exercé avec succès ses fonctions de ministre officiant durant une bonne dizaine d'années dans les Vosges, de l'autre côté de la frontière linguistique alsacienne? "Dans ma jeunesse" m'affirmait-il souvent d'un air convaincu, "dans ma jeunesse, je parlais le français comme une bohème." C'était ainsi! À mes yeux amusés, une seule chose était sûre: sa maîtrise du yiddish-daitsch, du patois judéo-alsacien, de la région de Schirhoffen ne souffrait aucune concurrence. Pour lui, comme pour moi, c'est cela qui comptait vraiment dans la vie d'un homme de mérite.

Mais pendant ce temps-là l'histoire avançait – elle avançait à grands pas. Et avec l'histoire, la catastrophe européenne. Nous n'avions qu'à ouvrir la radio de Stuttgart. Nous pouvions entendre les émissions en allemand, et parmi elles, dans les années trente, la voix enrôlée du "Führer" qui hurlait dans nos maisons. Les insultes, la moquerie, la haine se déversaient sur les Juifs d'Europe occidentale. Cela me fit prendre conscience plus que toute autre chose, dans mon petit domaine préservé, protégé, du terrible destin d'Israël dans l'histoire. Puis les réfugiés juifs affluèrent d'Allemagne. Nous les vîmes de nos propres yeux passer chez nous, arriver dans nos villes, dans nos villages, chassés, ruinés, spoliés, dépouillés de tout. Nous entendîmes ce qu'ils racontaient. Il fallait être sourd et aveugle ou se cacher la tête dans le sable comme l'autruche, pour ne pas comprendre, pour ne rien savoir. Eh bien, beaucoup de nos compatriotes juifs se comportaient précisément ainsi. Leur attitude s'expliquait en un sens. Tous ces récits étaient trop tristes, trop pénibles à écouter. On préférait donc se boucher pieusement les oreilles, en attendant de voir repartir ces réfugiés juifs allemands vers des cieux plus cléments. Vers l'Amérique par exemple, ou même, qui sait, en Palestine, pour les plus fous d'entre eux. Au printemps 1936 éclatèrent partout en France les grèves sur le tas, fomentées, encouragées, soutenues par le gouvernement de front populaire. À Bischwiller, petite ville industrielle, également, les troubles sociaux furent très violents. Des ouvriers en grève, furieux de la résistance que les patrons opposaient à leurs revendications syndicales, la plupart fort justifiées, assiégèrent les villas des propriétaires des usines textiles. Ils pensaient les faire céder en les réduisant aux abois. Les propriétaires des usines horrifiés par ce qui leur arrivait, et qui n'avaient été capables ni de prévoir, ni de prévenir ces conflits, cherchèrent sur le champ un bon bouc émissaire pour lui faire porter le poids de leur mal. Il était tout trouvé, puisque le chef du nouveau gouvernement de front populaire, Léon Blum, avait l'avantage inespéré de joindre sa qualité de rouge, de socialiste, ou, comme disait la presse bien-pensante de l'époque, de bolchevique enragé, à celle d'un Juif libre-penseur, honni par cent générations de bons et honnêtes chrétiens de France. Dans les milieux des gens comme il faut on

cria vite haro sur le baudet. Les Juifs en général, Blum en particulier, furent blâmés par les patrons, déstabilisés pour les choses terribles qui se passaient à Bischwiller comme ailleurs dans le monde, sous leurs yeux impuissants et indignés. Mais ce qu'on nous reprocha surtout, c'est que désormais la petite vie pépère et tranquille ne pouvait plus continuer comme devant. À en croire les invectives de certaines chattemites en rabat qui tonnaient même du haut de la chaire, c'étaient eux les vrais fauteurs de troubles, ces Juifs déicides et incroyants, ces mauvais esprits, ces penseurs remuants et séditieux, d'où venait tout le malheur du pauvre monde. En plein Front populaire, les principaux parlementaires et élus alsaciens-lorrains, réunis en conclave à Strasbourg, lancèrent un appel solennel au peuple français "contre ce gouvernement qui n'est pas la France", selon les termes de leur porte-parole, le député catholique, du parti UPR de Haguenau-Bischwiller, Michel Walter. Cela se passait en 1937. En juin 1940, le maréchal Pétain ne fit que reprendre ces formules vénéneuses. Pour qui savait lire le sens de ces paroles et de ces sentiments, l'ère nazie était déjà à nos portes.

L'été venu, les conflits aigus finirent par s'apaiser en surface, car tout le monde partit, pour la première fois dans l'histoire de France, en vacances payées – des vacances payées proposées au parlement par le gouvernement Blum, ce gouvernement de fainéants, comme on disait. Cependant, quelques mois plus tard – j'avais quinze ans – j'accompagnai ma mère à la pâtisserie Zimmermann à Bischwiller pour y acheter, dans la rue des Apothicaires, le Kugelhopf dominical, ou bien le Ropfküche à la cannelle que l'on trempe dans le café au lait les matins de fête. Dans la pâtisserie, dont nous étions clients depuis des générations, nous rencontrons une vieille amie de la famille, madame X, l'épouse du directeur d'une des principales manufactures de textile de la ville. Au lieu de répondre comme toujours à notre salut amical, cette dame se tourne du côté des autres chalands et leur tient à notre intention, tout en nous tournant le dos, le discours suivant: "Si un Juif affamé venait mendier chez moi, je ne lui donnerais même pas une miette de pain. Hitler a bien raison de les mettre à la porte de l'Allemagne. C'est une honte de les laisser entrer en France, même à titre de réfugiés temporaires, car ils constituent un danger public pour les honnêtes gens, qu'ils soient protestants ou catholiques." Le discours finissait par ces paroles: "Plutôt Hitler que Blum!" Sur cette déclaration mémorable que je n'ai point oubliée jusqu'à ce jour, la dame sortit de la pâtisserie sans nous accorder un regard, portant avec précaution un magnifique vacherin aux amandes pour le dessert du dimanche. À ce moment-là le siège de sa villa était terminé depuis longtemps, mais le fiel et la colère accumulés pendant les semaines d'épreuves printanières du Front populaire commençaient à s'écouler des lèvres pincées de cette dame. C'est ainsi que les choses se sont mises en place chez nous. La France bien-pensante était prête pour les accords capitulaires de Munich l'année d'après, en 1938, la drôle de guerre en 1939/40, la débâcle de juin

1940, le règne honteux et criminel de Laval et de Pétain. La France bien-pensante était prête pour la collaboration avec les assassins nazis, prête enfin pour la déportation des Juifs d'Alsace ou les Juifs d'ailleurs qui seraient bientôt livrés par l'État français légal aux chambres à gaz d'Auschwitz, aux fours crématoires de Treblinka. Près de cinquante membres de ma propre famille, du côté du père et de la mère, ont connu cette fin tragique. Et c'était tous des Juifs alsaciens comme nous. "Plutôt Hitler que Blum!", nous annonçait fièrement madame X à la pâtisserie Zimmermann, en automne 1936. Malheureusement pour nous, nous ne sûmes pas prendre au sérieux l'avertissement de la bonne dame, ni en tirer à temps les conséquences ultimes.

Après la guerre, grâce à Dieu, dès 1945, tout est vite rentré dans l'ordre en Alsace. Madame a récupéré sa villa intacte, et son mari a repris, pour quelques années encore, la direction de son usine, jusqu'à la faillite finale.

Que dire pour conclure ce périple à travers le temps? Eh bien, je saute par dessus plusieurs décennies. Quand mon père mourut subitement d'une crise cardiaque à Nice, fin janvier 1958, j'étais professeur de littérature comparée aux États-Unis, près de Boston. L'enterrement précipité à Bischwiller selon la coutume juive locale dut avoir lieu en mon absence, en janvier. À ce moment-là, on ne sautait pas encore dans les avions comme aujourd'hui. Mais je revins en Alsace en septembre de la même année 1958, pour assister à la pose rituelle de la pierre tombale, de la matsévah. Et c'était notre vieux 'hazane de toujours, Reb' Abraham Lévi, qui célébra l'office funèbre au cimetière juif devant la stèle de mon père et de mes grand-parents réunis dans la mort. Comme midi était proche, le 'hazane psalmodia les prières à fond de train. Il me fit vite réciter un dernier Qaddish. En sortant à la hâte du champ du repos éternel, il me dit, avant de remonter à quatre-vingts ans sur son inséparable bicyclette modèle 1900, à frein arrière automatique: "Tu sais, mon garçon, j'ai devant moi tout le temps du monde. Je ne suis pas pressé de descendre au fond de ce trou glacé, pour y nourrir les vers de terre, les taupes et les rats. Ton pauvre père n'a qu'à s'y débrouiller tout seul désormais. Moi je rentre chez moi. Au déjeuner m'attend un bon pot-au-feu fumant où nagent les quenelles de farine azyme, les matse-knepfefe à la moelle de boeuf, sans parler des restes du kougel aux pruneaux d'avant-hier, celui que nous avons dégusté de si bon appétit aux trois repas du sabbat. Amen". Sur ces fortes et édifiantes paroles qui faisaient de lui l'émule du sage Hillel l'Ancien, mon 'hazane acheva son oraison funèbre devant la matsévah en granit noir de mon père. Il me rappelait ainsi dans son langage inimitable la leçon ultime de la Tora qui affirme la primauté de la vie sur la mort, face au destin obscur ou hostile, selon le verset 19 au chapitre 30 du Deutéronome: "J'ai mis devant toi la vie et la mort, la bénédiction et la malédiction. Et tu choisiras la vie, afin que tu vives, toi et ta semence."

Une fois encore, la leçon d'existence de mon vieux maître Abraham allait bientôt porter ses fruits. J'étais prêt à faire justement le choix de la vie. J'étais

presque mûr déjà pour monter en Israël. Et deux années plus tard, jour pour jour, fin septembre 1960, je débarquai du paquebot Jérusalem à Haïfa, avec ma famille, armes, sacs et bagages. Et nous entrâmes dans Jérusalem la veille du Yom Kippour 1960, juste avant la tombée de la nuit. Trente-cinq ans après, nous y sommes toujours. Et tu choisiras la vie, afin que tu vives, toi et ta semence. Je vous remercie.

Heinrich Simon

Zum Problem der jüdischen Identität

Nicht unreflektiert habe ich bei der Formulierung meines Themas das Wort 'Identität' gewählt. Es wird in den letzten Jahren – freilich in der aus dem kleinen Kontext eines unvollständigen Satzes durch das Adjektiv 'jüdisch' ersichtlichen Bedeutung – in steigender Häufigkeit gebraucht; ja, ohne Übertreibung können wir 'Identität' als Modewort bezeichnen. Diese Tatsache beansprucht unsere Aufmerksamkeit, und wenn wir das Phänomen kurz betrachten, gewinnen wir vielleicht Anregungen, die das gestellte Problem selbst betreffen.

Wir müssen, wenn wir von jüdischer Identität sprechen, uns darüber klar werden, was unter Identität verstanden werden soll, und auch darüber, was jüdisch ist, denn auch das muß begrifflich geklärt werden, weil, wie sich zeigt, im Laufe der Geschichte jeweils anderes unter Juden und Judentum verstanden wurde.

Zunächst zu demjenigen, was gemeint ist, wenn die Formulierung 'jüdische Identität' überhaupt sinnvoll sein soll. Wir können davon ausgehen, daß Identität hier nicht im Sinne der Logik zu verstehen ist. Das ontologische Fundament der Logik ist der Satz der Identität, der $A = A$ lautet. Das heißt, jedes Seiende ist mit sich selbst identisch. Und dieses Grundgesetz der Identität jedes Seienden mit sich selbst verliert auch seine Gültigkeit nicht, wenn wir uns mit der Realität des Menschen in seiner genetischen oder historischen Entwicklung befassen. Diese Entwicklung ist durchaus widerspruchsvoll, voller Konflikte, die der Mensch meistern muß. Wenn man den Prozeß des Werdens am Menschen exemplifiziert, so heißt das, daß der neugeborene Säugling A im Laufe einer Reihe von Entwicklungsstufen zum Greis A wird, sich also entscheidend wandelt. Aber trotzdem bleibt dieser Mensch immer dieselbe Person. Auch wenn der Mensch 'ein anderer' wird, wie man einen Prozeß nennt, in dem sich der Mensch beispielsweise moralisch bessert oder überhaupt andere Verhaltensnormen für sein Leben befolgt als vordem, ändert das nichts an der unumstößlichen Tatsache, daß er stets sein eigenes Ich bewahrt.

Der Begriff der Identität, der verwandt wird, wenn wir heute von der Identität eines Menschen sprechen, entstammt der modernen Sozialpsychologie und faßt das Individuum in seinen gesellschaftlichen Bezügen, in der Rolle, die es in einer Gemeinschaft mit anderen Menschen spielt. Der Mensch strebt danach, einen Rahmen zu finden, in dem er sich zufrieden fühlt, einen Kreis, in

dem er als Person anerkannt wird, mit dem er sich identifizieren kann. Und die moderne Gesellschaft ist, wenngleich nicht überall, so doch jedenfalls in den entwickelten Ländern eine pluralistische Gesellschaft, in der dem Menschen ein gewisses Maß an Wahlfreiheit hinsichtlich seiner sozialen Bindungen zugebilligt wird. Jeder Mensch ist frei, im Gegensatz etwa zu Antike und Mittelalter, wo es Hierarchien gab, die ein für allemal feststanden und dem Menschen – sofern er überhaupt als Mensch angesehen wurde – einen festen Platz und eine bestimmte Rolle im sozialen Gefüge anwiesen. Daß die Chancengleichheit und die Wahlfreiheit innerhalb der modernen Gesellschaft weitgehend nur auf dem Papier stehen, ist eine Tatsache, aber immerhin gilt die Gleichberechtigung als Prinzip, während sie in früheren Gesellschaften selbst als Postulat nicht oder kaum existierte. Der moderne Mensch unterscheidet sich vom antiken und mittelalterlichen dadurch, daß er sich den Rahmen, in dem er sein Menschsein realisieren will, in einem gewissen Maße aussuchen kann, daß die Gruppe, der er sich zugehörig fühlt, ihm nicht vorgegeben ist, sondern von ihm durch seinen Willen akzeptiert wird, indem er 'wir' sagt, wenn er von ihr spricht. Das Individuum identifiziert sich mit dieser Gruppe. Es wäre daher genauer, sprächen wir nicht von Identität, sondern von Identifizierung, denn das ist es, was eigentlich gemeint ist.

Es hieße aber das Problem simplifizieren, wenn wir dabei stehenblieben, denn es kommt nun erst auf; wer sich in eine Wir-Gemeinschaft einbezogen fühlt, in ihr verbleiben, ihr die Treue halten will, fragt nun: *Womit* identifiziere ich mich, indem ich mich mit einer bestimmten Gemeinschaft identifiziere? Diese Frage wird dann – und nur dann – gestellt (als individuelles und als historisches Phänomen), wenn die Definition problematisch geworden ist. Das Selbstverständliche wird nicht reflektiert. Und weil eben das Selbstverständnis des Menschen in moderner Gesellschaft, in noch stärkerem Maße in der sogenannten Postmoderne, als Problematik bewußt wurde, kam auch das Bedürfnis nach einem treffenden Wort auf, und das Substantiv 'Identität' erhielt die neue sozialphilosophische Bedeutung.

Nun kommen wir zur Frage: Was ist jüdisch, was ist Judentum, was sind Juden? Erst wenn wir wissen, was darunter zu verstehen ist, können wir über jüdische Identität sprechen. In einer Zeit, als Juden mit aller Selbstverständlichkeit nichts als Juden waren und eine Problematisierung dieser Tatsache nicht denkbar war, finden wir eine prägnante Selbstdefinition eines Juden: Beim Propheten Jona heißt es im 9. Vers des 1. Kapitels: "Ein Hebräer bin ich, und den Ewigen, den Gott des Himmels fürchte ich, der das Meer und das Trockene gemacht hat." Damit ist zweierlei ausgesagt, nämlich eine Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe und die Beziehung zu einer eigenen Gottheit. Und durch diese zwei Charakteristika sind Juden sowohl in der Antike als auch im Mittelalter gekennzeichnet. Allerdings wandelt sich die Wertigkeit dieser beiden Faktoren. Innerhalb der antiken Welt verstanden sich die Juden als ein Volk, das ebenso wie alle anderen Völker eine eigene Religion hat. Und

dem entsprach nicht nur die Selbstdefinition, sondern auch die Fremddefinition. Anders gesagt: Die Bezeichnung 'Juden' steht für die Antike parallel zu anderen Völkernamen, wie etwa Babylonier, Ägypter, Griechen usw. In der Welt des Mittelalters waren die entscheidenden Kriterien andere. Die Menschen wurden nach religiösen Gesichtspunkten voneinander unterschieden, d.h. Juden waren im Verständnis ihrer Umwelt dadurch charakterisiert, daß sie Nichtchristen bzw. Nichtmuslime waren. Damit hörten sie natürlich nicht auf, auch eine ethnische Gruppe zu sein. Jedoch für ihre Stellung in der Gesellschaft, für ihre meist negative Privilegierung war entscheidend, daß sie sich nicht zur herrschenden Religion bekannten, die zugleich die Religion der Herrschenden war. Jude ist also in der mittelalterlichen Welt ein Korrelatbegriff zu Christ oder Muslim. Für die Neuzeit, die für die Juden erst mit der Emanzipation beginnt, nachdem sie in europäischen Ländern volle Bürgerrechte und -pflichten bekommen hatten, wenngleich hier Theorie und Praxis oft weit auseinanderklafften, gilt der Grundsatz, daß Juden sich entweder in religiöser oder in nationaler Hinsicht und auch unter beiden Aspekten als Juden begreifen konnten und daß auch für die Umwelt einer dieser beiden Aspekte genügte, eine Person als Juden anzusehen.

Ich übergehe hier die nationalsozialistische Ausgrenzung von Personen aus Gründen angeblicher jüdischer Rassezugehörigkeit, denn diese Problematik liegt außerhalb meines Themas. Natürlich waren die durch 'Rassegesetzgebung' Stigmatisierten existentiell und essentiell betroffen, und oft erhob sich für sie auch die Frage 'wer bin ich?', 'wohin gehöre ich?'. Sofern sich Menschen unter derartigem äußeren Druck zum Judentum bekannten, sie die Fremddefinition zur Selbstdefinition machten, stellen sie in unserem Zusammenhang kein gesondertes Problem dar. Sofern sie das jedoch nicht taten, ist ihre Identifikation keine jüdische.

Wenngleich der Terminus 'jüdische Identität' modern ist, so ist daraus nicht zu folgern, daß es entsprechende Probleme in früheren Menschheitsepochen nicht gegeben hätte. Zuerst wird diese Problematik in der Zeit des Hellenismus manifest, als die Juden in enge Berührung mit der griechischen Kultur kamen. Das gilt sowohl für Judaea als auch in noch stärkerem Maße für Alexandria, wo sich ein griechischsprachiges Judentum entwickelte und wo es viele Juden gab, die im griechischen Sinne gebildet waren, Juden, die mit griechischer Literatur und vor allem mit griechischer Philosophie vertraut waren. Alexandria, eine Gründung Alexanders des Großen, war eine Großstadt, in der als einer zunächst traditionslosen Ansiedlung der Charakter des Hellenismus, dieser synkretistischen Kultur, die Griechisches und Orientalisches miteinander verschmolz, besonders deutlich manifest wurde. Während andere Volksgruppen, die dort lebten, völlig in dieser Mischkultur aufgingen, gab es für die Juden Grenzen, die sie nicht überschreiten konnten, sofern sie Juden bleiben wollten; denn ihre religiösen Vorstellungen waren von denen ihrer Umwelt